

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 292. Sie wisse gut genug, Mitter Götter, daß ich die beste Frau von der Welt bin, das meint so weit das Herz in Rannfiddereischen komme duht. Wenn ich ebbs für die Rids duhn kann, dann duhn ich es un dunt jub forgett it. Awwer mit all meine Güttheit krieg ich awwer immer Trubel un das is was me Fieling herte duht. So hen ich schon mehr wie hunnert mal mein Meind uffgemacht, daß ich gar nids mehr für die Buwe duhn wollt, bitahs se duhn es doch nit eppriechelechte — awwer immer mach ich den nämliche Mistfeh. Ich hen Ihne geschrieve, wie ich mich von den Philipp, was mein Hosband is, e Padeibuch voll Geld den gewore losse, for die Buwe recht schone Krizmeß-preffents zu laufe, un das is grad widder so en Rehs, wo ich misstehnte gewese sin. Ich sin also in die erschte Lein in den Klossing-Stohe un jeden von die Buwe e Suht un e Zwertwert gekauft; das hen ich off Kohrs ticharische losse, bitahs die Schpenes muß der Philipp enihau stende. Bis seids dan hen ich jeden von die Buwe e Paar Schups gekauft un en Hut odder e Kapu nu das hen se auch arit nöthig gebraucht. Redteis un Schlipperich un Schörs sin auch mit gange un ich hen mich schon druff frei, wann ich das erschte mal mit die Buwe in ihre neue Ausmitts aus riede tonnt. E Mutter freit sich doch immer, wann ihre Rids recht schön uffgeschit sin un nit so schappig un sedenhandig gude.

Sie sehn, daß ich in die erschte Lein e Auge for jubstulle un präctidel Dinges gehabt hen. Dann hen ich awwer auch gedent, es is nur ein mal im Jahr Krizmeß un die Buwe sin doch immerhin noch Kinner un gleiche auch ebbs zu hen, wo se e weinig Konn draus hamwe könne. So sin ich dann in den Stohe gange, wo se Plehdings verlaufe un ich muß sage, am Beste hätt ich gegliche, wann ich den ganze Stohe hätt austaufe könne. Do hen se elektridel Meschierie gehabt, do hot mer einiges mit mache könne. Se hen Rehtrohs gehabt, wo mer uffgewunne hot un dann sin se an Treads gelaufe wie e schenjuen Rehtrohs. Un se hätte nur amal die Tellefohm sehn solle. Die Aker hot ein Rehter an ihr Ohe gehalte un ich den anneren un dann hot se ebbs in das Tellefohm enei gesproche, ic tell jub, ich hen jedes Wort unnerstehn könne. Wie se's mache, kann ich off Kohrs nit sage, awwer das sin die talte Treads.

Ich hen e ganze Latt von den Stoff gekauft, un ich kann Ihne sage, gecharht hen se davor, daß es mich ganz bisse in Front von die Auge geworde is. Ich hen awwer nids drum gewore. Wisse se, die Zeite, wo mer mit e jehn Cent Dahl un en Baunzingbohll fättisheit war, die sin gepählt. Der Philipp kann das nit sehn, awwer ich sin mit die Zeit ettwehnigt un was heut der Steil is, das

is interierle different von for zwanzig Jahr zurüd.

Well, Se könne sich dente, daß ich en Stoff zusammegekauft hen, das hat einiges gebote un noch den nämliche Obend hen ich alles ins Haus geschit kriegt. Ich hen e Ruhm obbtehs ausgeraumt gehabt un dorthin hen ich all den Krizmeß Stoff geschit gehabt, mitaus daß die Buwe ebbs genoshtit hen. Awwer do hen ich die Rechnung mitaus die Rids gemacht. Wie se heim sin komme, do hen se sich im ganze Haus erum zu duhn gemacht un uff eemol hen ich se gar nit mehr gehört. Nach e kleine Weil hen ich gar nit mehr an se gedent un ercht wie se widder in das Sittentum komme sin, do lame se mich in meine Gedante. Dente se emol die Feger sin mich doch in die Kammer obbtehs gerathe nu hen alles was drin war dorchgeschit un jedes is mit en ganze Bell von den Stoff daunfehrt komme. Un se hätte emol die Fehes sehn solle, wo se gemacht hen! Der Bennie hot gesagt: „Seh, Ma, es is doch nit deine Eide, daß der Stoff for uns is? Was solle mir mit so tichiep John Plehdingses mache? Die sin no gut. Wann du ebbs diesentse gekauft hättst, un wann es auch e wenig mehr gefost hätt, dann hätte mer Konn draus, awwer die Sache, wo du da gekauft hast, die wolle mir gar nit, bitahs se sin enrichte. Un die Substicher, wei for Guttneß sehts, mir sin doch keine Behies mehr, mir sin junge Schentelmannen un wer will dann von uns noch Riepehtis wehre? Ich for Instanz nit, das is en Einfeh.“ Die anneren hen ganz den nämliche Weg kompleht un ich kann Ihne sage, das hot mich so sehr gemacht, daß ich am liebeste gegliche hätt, den ganze Stoff in den Pehper-Reds-Sack zu schmeiße.

Ich hen gesagt: „Ihr seid misserabliche Buwe, wo ihre Ma auch noch nit for en Pennierwerth Spah un Freud mache könne. Die Sache ware for Euch intent, awwer jetzt kriegt Ihr gar nids, das habt Ihr jetzt davon. Die Sache schent ich arme Kinner, wo kein Pa un keine Ma hen, was mer so uff beitsch Ohren-Kinner rufe duht. Die schent ich die Sache un Ihr sollt emol sehn, wie grehfull un dantbar die sin. Das sin so seine Treffs un Raudies wie Ihr. Jetzt wiht Ihr wie die Sache stehn un jetzt tragt alles widder obbtehs un wann Eueren Pa heim komme duht, dann muß er Euch e Liden gewore, daß Ihr nit mehr wiht, ob der nächste Frierdag Krizmeß oder Jhtere is.“ Do hen se Gesicht gemacht, als wann se Winnecker gedrunte gehabt hätte, awwer ich hen gar nids drum gewore; mer muß die Rids sage, wait is wait, dann duhn se eim das nächste mal mehbie e wenig mehr rispedte.

Mit beste Riegarde Yours Lizzie Hanfstengel.

Beim Gramen. Professor: „Erklären Sie mir, was man unter einem Stechbrief versteht.“ Kandidat: „Ein Stechbrief ist ein Brief, der gegen jemand erlassen wird, von dem man nicht weiß, wo er steckt!“

Verbündet. Junge Frau: „Mein Mann, der Barbar, verweigert mir noch immer den neuen Hut, den ich mir wünsche; wissen Sie was, Käse, heute lassen wir wieder den Braten anbrennen und versalzen abermals die Suppe.“ Köchin: „Recht haben Sie, gnädigste Frau, den machen wir schon müßig!“

Zurückgegeben. Zwei Emporkömmlinge treffen sich auf der Promenade, und es entspinnt sich folgendes Gespräch: „Ach, Tag Alwin, na, wo hast Du denn diese schöne Rose her?“ „Von meiner neuesten Eroberung!“ „So, wo dient Sie denn?“ „Da, wo Du früher Hausknecht warst!“

Kriegs' sati. Sonntagstreiter: „Jetzt hole doch schon bald jeden Sport der Teufel! Neulich reite ich stolz aus, hinter mir stramm mein Dadel, wie wir ins Freie kommen, rennt der Dadel links, der Gaul rechts, mich haben's in der Mitte im freien Felde liegen gelassen!“

Ein königlicher Mensch — Von Ajo Wiefe.

König Oskar der Zweite von Schweden war ein Mensch, an dem alles königlich, ein König, an dem alles menschlich war. Damit konnte man eine Charakterstudie über ihn kurz und bündig schließen.

Die Geschichte wird schwanken, was sie in seiner Charakteristik am meisten betonen soll, den Herrscher oder Menschen; sicher ist, er hinterließ keinen Kindern das Erbe, das nach einem von ihm diktierten und über dem Eingang zum Bernadotte-Museum angebrachten Spruche das beste ist: „Ein guter Name ist das beste irdische Erbe.“

Es war zur Zeit seines 75jährigen Geburtsfestes. Diesmal sollte es in der schwedischen Hauptstadt besonders hoch hergehen; fremde Fürlichkeiten waren genug angemeldet, und die Schweden verließen es großartig, Feste zu feiern; König Oskar sollte also an diesem Tage nur der geehrteste Herrscher sein; ich aber wollte den König sehen, wenn er nicht die Feste krone trägt. Es gelang mir zu einem Besuch die Erlaubnis zu erhalten; zu einem „Besuch“ — das Wort Audienz würde diesem wahren Volksfürsten gegenüber zu feierlich klingen.

Und doch fühlte ich mich sonderbar bewegt, als diese imponierende Gestalt auf mich zukam und mit gewinnender Rücksicht die eine Hand mir auf die Schulter legte und mit der anderen die meine herzlich drückte. Ich sah zu dem König auf und glaubte, die Krone auf dem weißen Haare schimmern zu sehen. Der König begrüßte mich wie einen lieben Bekannten; freilich wurde ich ihm durch einen Herrn seiner nächsten Umgebung, den Oberinspektanten der königlichen Oper und britischen Kammerherrn Axel Burén, vorgeleitet. Bei dieser Gelegenheit konnte ich gleich eine schöne Eigenschaft des Königs, die von ihm selbst geschätzten Personen gern auch von anderen geschätzt zu wissen, beobachten. Da der König wußte, daß ich als Freund und Impresario des Kammerherrn Axel Burén in Stockholm weilte, so fragte er mich natürlich gleich nach meiner Meinung über die Stockholmer Oper, welche seitens des Königs eine ganz beträchtliche Subvention genießt; er gab mir dadurch Gelegenheit, vor ihm dem anwesenden Oberinspektanten Herrn Burén meine Komplimente über dessen vornehme feinsinnig-künstlerische Art der Leitung zu wiederholen, und meiner Bewunderung der hervorragenden Leistungen des Orchesters, der außerordentlich glanzvollen Aufführung einiger neu gegebenen Opern Ausdruck zu geben.

Das merkte ich aber gleich, wenn ich gekommen war, einen König zu interviewen, so konnte ich Notizbuch und Bleistift ruhig wieder einstecken; das war nur der Mensch, der sich unterhält, der klug, gültig und als ein ganzer Lebenskünstler die Komödie verachtet, nur zu reden, um seine Gedanken zu verbergen. Wir plauderten.

„Komponiert? Nein, komponiert habe ich nicht, das war mein Bruder, der leider verstorbene Prinz Gustav. Aber bis vor drei Jahren noch habe ich viel gelungen, meine Lieblinge waren Schubert, Schumann. Kennen Sie unseren nordischen Schubert, Lindblad? Ich hatte übrigens einen vorzüglichen Lehrer im Gesang, den Hofjänger Berg, berühmt durch seine geniale Schülerin Jenni Lind.“

Der König sprach ein fließendes, accentfreies Deutsch, aber nicht allein Deutsch, er sprach Gott weiß viel Sprachen, ja, er war imstande, lateinische Reden zu halten. Und er war berühmt als Redner. Wenn er diese Kunst der Rhetorik übte, wenn sich seine Hühnergestalt erhob, sein durch abdruckvolle Gesten unterstütztes klangvolles Organ ertönte und sich sein von allzählender Gedankenschärfe durchtränktes Wissen in poetischerfüllte Bilder klebete; dann waren ihm seine Zuhörer verfallen.

Mit Vorliebe präsierte der König deshal schon als Prinz bei Kongressen, war er auch Präses der Musikakademie in Stockholm, Vorkühender mehrerer akademischen und militärischen Körperschaften.

Eine große Liebe widmete Oskar schon von Jugend auf der Marine. Diese Liebe zur See hat den jungen Prinzen zum Dichter gemacht. Er dachte damals nicht daran, König zu werden; stand doch zwischen dem Thron und ihm außer dem Vater Oskar I., noch der Kronprinz Karl, der spätere König Karl XV., nebst seinem Sohne Oskar, außerdem noch der als Komponist bekannte ältere Prinz Gustav. So gehörte des Prinzen Oskar Jugend dem Meere, der Admirals-hut war sein höchstes Ziel und der Ausbau seiner Bildung, zu deren Vervollständigung er auf allen Gebieten mit rastlosem Fleiße Studien machte und große Reisen unternahm, wurde seine erste Aufgabe. Seine hohe Intelligenz, gestützt auf eine scharfe Beobachtungsgabe, durchdrang alles mit wahrer Wissenschaft. Im Jahre 1857 vermaßte sich der Prinz mit Sofie von Nassau, und im gleichen Jahre erschien ein Band Gedichte Altes und Neues. Gleichzeitig wurde von der schwedischen Akademie eine anonym eingereichte Sammlung Erinnerungen der schwedischen Flotte preisgekrönt, als deren Verfasser sich der Prinz Oskar herausstellte. Es folgten Ueber-

setzungen der Oden des Horaz, Bearbeitungen von Herbers Eid, eine Lasso-leberlegung u. s. w. Auch auf dem Gebiete der schwedischen Geschichtskunde sammelte der Prinz Vorarbeiten. Sie erwarfen ihm namentlich aus seinen Arbeiten: Beiträge zur schwedischen Geschichte in den Jahren 1711, 1712, 1713, welche wiederum aus des Prinzen Sympathie für die schwedische Flotte und namentlich aus Gerechtigkeitsgefühl gegen die Manen des Königs Karl XII. entstanden. Der Prinz war von leidenschaftlichem Eifer erfüllt, diesem oft falsch beurteilten Fürsten zu seinem Rechte in den Augen der Nachwelt zu verhelfen. Auf Grund emfigster und arbeitsvoller Forschungen trat er mit Wort und Schrift für ihn ein, und die Rede Oskars, am 150. Jahrestage des Todes von Karl XII. in der militärischen Gesellschaft zu Stockholm hat auch in Deutschland — sie erschien in der Uebersetzung — Aufsehen erregt.

Und dieser Dichter, Philosoph, Politiker, Geschichtsforscher, König, sah vor mir, so einfach, wenn er sprach, so königlich, wenn ich ihn anschaute! Dabei hatte ich zufällig gerade, ehe ich ins Schloß zum König ging, in Nordaus Konventionellen Lügen der Kulturmenscheit das Kapitel über die Korruption der konstitutionellen Monarchie gelesen und gedachte des Nordausen Sages: „Unser Jahrhundert hat nichts Widerwärtigeres erfunden als die liberale, konstitutionelle Monarchie.“

Gar zu gern hätte ich das dem Könige gesagt. Wahrscheinlich hätte er, der seine ganze Regierungszeit eifrig und energisch am festen Zusammen-schluß der Bruderreiche Norwegen und Schweden gearbeitet, mir daselbe geantwortet, was er als ehrlicher Freund und Mitarbeiter der Presse auf einem Presseverbande gewidmetes Bild schrieb: „Schweden ist eines der Länder, in denen die konstitutionellen Freiheiten die ältesten und tiefsten Wurzeln geschlagen haben. Insbesondere ist daselbst die Pressefreiheit, man kann sagen in der Praxis fast unbeschränkt. Mit seiner Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit hat das Land jedoch allzeit die Ehrfurcht vor Gesetzmäßigkeit und Lokalität zu vereinigen gewußt. Das lehrt die Geschichte; die sehr seltenen Ausnahmen dienen nur zur Bestätigung der Regel.“

„Nun, Sie sehen,“ meinte der König, „wie wir hier leben, nicht glänzend, aber gut und wohlstandig.“ Ich dachte aber im stillen doch anders, wenn ich sehe, wie überall die eleganten Restaurants überfüllt sind, wie der Speisesaal des Grand Hotel abendlich wiederholt vom Anstehen der Champagnerpfropfen und wenn ich mich erinnere, daß allein in diesem Grand Hotel in einem Monat fast 1200 Flaschen Champagner getrunken wurden. Das ist mehr als anständig gelebt, wenn man bedenkt, daß nicht etwa nur wohlhabende Leute hier Champagner trinken.

Daß die nordische Literatur in Deutschland eine Heimstätte hat, nordische Bildhauer ihre Werkschöpfung finden, daß nichts an dem Ruhme Nissens und Björnsons verbläht ist, daß Strindberg seine Anhänger hat, Ellen Key deren immer eifrigerer und treuerer Oze erwirbt, die Lagerlöf und alle die anderen geliebt werden: das mußte ich dem König erzählen, darüber war er erregt, und ebenso über das Interesse, mit dem man die Führung der Eisenbahn durch Lappland nach Narwit (Lappland-Expreß) begrüßt. Er schien sich stolz der reichen Arbeit zu freuen, die ihm das Leben auf allen Gebieten gebracht hat; wie eine Entschuldigung fast klang es aber, als er, der damals noch Unermüdliche, dann mit seinem offenergeizigen Lächeln meinte: „Wissen Sie, ich bin ja bald 75 Jahre!“

Ich sollte ihn nicht wiedersehen, denn nun wird er beigelegt werden in der Gruftkirche der schwedischen Könige. In der Riddarholmstirche. Dort ruhen Gustav Adolf inmitten von Kriegstrophäen aller Art und Karl XII., der Wittinger, und Bernadotte, der Gründer der jetzigen Dynastie, im letzten Schlaf. Dem Entel hatte die Natur andere Gaben verliehen, als die des Heerführers und des Staatsmannes. Er war Dichter, Gelehrter, Komponist, Historiker und Forscher. Aber kein Staatsmann. Vom besten Willen besetzt und nicht ohne Erfolg, hat er 35 Jahre be-müht, das ihm überkommene Erbe durch inneren Ausbau zu mehren. Und hat doch den Auseinanderfall des Erbes nicht verhindern können, denn die Zeitrichtung und die Volksströmung waren für ihn zu stark. Aber in dem Konflikt, welcher zwischen ihm und den Norwegern ausgebrochen war und welcher zur Auflösung der Personalunion zwischen Schweden und Norwegen führte, ist die der Persönlichkeit des Königs allenthalben gesollte Achtung unverwundbar geblieben. Er hatte sich das Lobungswort seines Vaters zu eigen gemacht: „Med roett og sanning!“ — „Für Recht und Wahrheit!“ Und für Recht und Wahrheit ist König Oskar II. von Schweden all sein Leben lang eingetreten.

Es gibt Gedanken, deren man Herr werden muß, sonst wird man ihr Sklave.

Waffen der Terroristen.

Berlin, im Nov. Die Nachricht von dem Auffinden eines großen Waffenlagers der russischen Terroristen in einem Hause im Norden Berlins hat nicht verfehlt, allenthalben Aufsehen hervorgerufen. Die Kühnheit der russischen Umstürzler, gerade die deutsche Reichshauptstadt zum Stapelplatz ihrer revolutionären Hilfsmittel zu machen, mußte un so mehr überraschen, als es ja bekannt war, daß die hiesige Polizeibehörde in strenger Wahrung der deutschen Neutralität alles zu verhindern bestrebt ist, was diese Haltung beeinträchtigen oder in Zweifel stellen könnte.

Bis vor Kurzem war Charlottenburg der Hauptstich der politisch kompromittierten russischen Flüchtlinge. Sie ließen sich in der Nachbarresidenz nieder, weil sie glauben, der Bewachung durch die Berliner Staatspolizei auf diese Weise entzückt zu sein. Die Auflosungen, denen ihre mehr oder minder geheimen Versammlungen und Konventikel ausgesetzt waren, sowie die wiederholte Beschlagnahme von Schriften sozialrevolutionären Inhalts, die in den Wohnungen von russischen Studenten und politischen Agitatoren vorgenommen wurden, ließen sie aber erkennen, daß Charlottenburg keine besonders geeignete Zufluchtsstätte sei.

Ein großer Teil der in Charlottenburg und dem Westen Berlins wohnenden Emigranten der Revolutionspartei verließ ostentativ Deutschland. Es sollte dadurch offenbar der Ansicht erweckt werden, als ob das Berliner Operationsfeld als zu unsicher ganz aufgegeben werde. Die Polizeibehörde ließ sich jedoch durch dieses Manöver nicht irreführen. Die unablässige, eifrige Beobachtung der hier zurückgebliebenen Terroristen führte zu der überraschenden Entdeckung, daß die Adresse der Hauptagitatoren ein wohlhabender Trid gewesen, um die Behörde über die weiteren Absichten des hiesigen Comites der Revolutionäre zu täuschen. Da Charlottenburg ihnen keinen Schutz mehr bieten konnte, glaubten sie, in Berlin untertauchen zu können — allerdings vergeblich.

Der Besitzer des Hauses Pantstraße No. 32 b, wo das Waffenlager untergebracht war, der Restaurateur Emil Kerfin, erklärte, daß er nicht wisse, wie die Waffen, Patronen und Druckschriften in sein Haus gekommen seien. Er habe den betreffenden Raum, ein großes, vierediges Zimmer, am 1. Juli 1904 an einen gewissen Fritsch-Schamowski vermietet. Seitdem habe Warschawski diesen Raum in Benutzung und verwende ihn zur Aufspeicherung von allerhand Waren und Schriften, die er in seiner Eigenschaft als Speditur der Konsumgenossenschaft Groß-Berlin zur Beförderung übernehme. Die Schriften habe er als Speditur des Vorwärts dort untergebracht. Er, Kerfin, sei überzeugt, daß Warschawski keine Ahnung davon gehabt habe, welchen gefährlichen Inhalt einige der Kisten und Druckschriftenpäckete gehabt haben.

Der Speditur Warschawski behauptet jedoch im Gegenlatz zu der vorstehenden Erklärung Kerfins, daß er den Raum, in dem das Waffenlager gefunden wurde, schon seit anberthalb Jahren nicht benutzt und seither auch keine Miethe mehr für ihn an den Hauswirth bezahlt habe.

Der Fundort des Waffenlagers ist ein geräumiges Zimmer mit zwei Fenstern. Diese gehen auf den engen zweiten Hof des Grundstücks hinaus, der von dem großen Hofe eines Nachbarhauses an seiner Schmalseite nur durch eine niedrige Mauer getrennt ist. Damit man durch die Fenster das Treiben in dem Raume nicht beobachten könne, waren sie mit alten Leinwandstücken verhängt. Die Druckschriften lagen theils auf Regalen, theils in einem Glasbehälter aufgestapelt. Es wurde auch aus dem Keller des Hauses eine große Menge Papiere von der Kriminalpolizei fortgeschafft.

Das aufgefundenen Waffenlager hatte allem Anscheine nach die Bestimmung, nach Rußland geschmuggelt zu werden. Der Schmuggel an der russischen Grenze steht seit Menschengedenken in Blüthe; soweit politisch bewegte Zeiten in Betracht kommen, handelt es sich bei dieser verbotenen Einfuhr vornehmlich um Bücher und Flugschriften, welche die herrschende Staatsgewalt bekämpfen, sowie um Waffen. Diese gehen unter irgend einer harmlosen Bezeichnung an eine Mittelsadresse auf der deutschen Grenzseite, und zwar gewöhnlich in herkömmlicher Weise mit der Bahn oder Post. An der deutschen Grenzstation werden sie dann von dem Schmuggler in Empfang genommen, der sich durch eine Bescheinigung des rechtmäßigen Empfängers ausweist. Die Schliche, die seitens der Schmuggler in Anwendung gebracht werden, um die verbotene Last über die Grenze zu bringen, sind zahllos. Die ursprüngliche Art, in der das Geschäft früher betrieben wurde: die Grenzbeamten durch falsche Nachrichten an einen bestimmten Punkt zu locken und an einer anderen Stelle ungefährdet das Nachbarreich zu betreten, sind überholt. Genau so wie das Verdecktum sich die vorgeschrittene Technik dienstbar gemacht hat, sucht der moderne Schmuggler die Aufschichtsbeamten durch geistreiche Erfindungen über je-

den Verdacht hinwegzutäuschen und unter einer harmlosen Form den gefährlichen Inhalt zu verbergen. Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Bemerkungen den großen Apparat des Schmugglerwesens vorzuführen. Anstatt der früher vielfach beliebten Massenübergänge über die Grenze wird jetzt seitens der Schmuggler mehr der kleine Krieg beliebt. Die Bevölkerung der Grenze ist den Schmugglern nicht feindlich gesinnt. Unter den niederen Leuten hat überhaupt dieses gefährliche Handwerk, das auch das schwächere Geschlecht nicht selten ausübt, durchaus nichts Ehrenrühriges. Es vererbt sich in den Familien und bildet den Grundstock eines unsicheren, aber immerhin lohnenden Erwerbes.

Großstadt-Elend.

In einem an den Berliner Magistrat gerichteten Schreiben des Vereins für Kinderwohlthätigkeit heißt es u. a.:

„Während im vergangenen Jahre von den Direktoren der Gemeindeschulen während des ganzen Winterhalbjahres 3343 Schulkinder uns zur Mittags-speisung zugewiesen waren, ist gegenwärtig bis zum heutigen Tage schon die Zahl auf 4841 gestiegen und gehen täglich neue Anmeldungen ein, die bei Fortschreiten des Winters und Steigerung der Not sich noch erheblich vermehren werden.“

Es sind Anmeldungen aus 241 Gemeindeschulen von 241 Direktoren eingegangen, worin Notstand festgestellt ist nach häuslichen Erkundigungen von 49 Schullehrern, 761 Lehrern und 665 Lehrerinnen in 4038 Familien, weil 54 Wittwen, 412 Eheverlornen und 676 Erbsöhne sind, 1262 Krankheit des Ernährers, 1370 Arbeitslosigkeit und 34 geringer Verdienst in Not gebracht haben.

Bei diesen 4038 Familien wird in 3267 Familien gar nicht gefocht, in 771 Familien nur zeitweise gefocht, und erhalten die Kinder zu Mittag meist nur Brot und Kaffee. Die Anzahl der Kinder in diesen Familien erreicht die Zahl von 9904 schulpflichtige und 3913 vor-schulpflichtige Kinder; davon sind dem Verein von den Schulorganen 4644 zur Freispesung und 196 gegen Zahlung von 5 Pf. überwiesen, also zusammen 4840 Kinder. Es bleiben demnach 5064 schulpflichtige Kinder ohne Mittagessen zurück.“

Die hier angegebene Zahl der Kinder, die kein Mittagessen erhalten, beschränkt sich nur auf die dem Verein bekannt gewordenen Fälle; in Wirklichkeit ist diese Zahl erheblich größer. Aber auch die vom Verein ermittelte Zahl läßt schon einen Blick tun in das ungeheure Elend, das unter der arbeitenden Bevölkerung grassiert. Schon die unschuldigen Kinder sind verdammt unter Not und Elend aufzuwachen. Soweit die schulpflichtigen Kinder in Frage kommen, so ist es ganz klar, daß ein geistlicher Unterricht bei leerem Magen nicht denkbar ist. Hier Abhilfe zu schaffen, sollte sich aber die Kommune zur Aufgabe machen und dies nicht einem Wohltätigkeitsverein überlassen.

„Ist die neue Novelle sehr realistisch?“ — „Gewiß, als ich zu der sechs Seiten langen Beschreibung eines gähnenden Abgrunds kam, bin ich eingeschlafen.“

Eine Dame in Atlanta ist nach einer angestrengten Automobifahrt einen vollen Monat sprachlos gewesen. Ein Wink für garbinderbedrigscheu Gemüther, die für ihre gesprächige bessere Hälfte noch kein Weihnachtsgeschenk gewählt haben.

Gretchen war mit ihrem Vater zum Schuldirektor gegangen, um sich in die Lüste der W-B-C-Schönen einschreiben zu lassen. Zuerst gefiel ihr dann die Schule sehr gut, allmählich weniger, bis sie eines Tages zum Vater geht und ihn bittet: „Gelt, Vater, jetzt kommt Du wieder mit zum Direktor und läßt mich wieder ausbaden!“

Ist zuviel Geld amerikanischen Frauen schädlich? fragt ein Blatt. Der Redakteur ist vermutlich nicht verheiratet, sonst hätte er die Frage nicht aufgeworfen. Hätte er seine Frau gefragt, sie hätte ihm geantwortet, daß erstlich eine Frau nie zuviel Geld haben, und daß ferner Geld einer Frau überhaupt nie schädlich sein kann, am allerwenigsten in der Weihnachtszeit.

Kenntnis des Rechtes entscheidet oft ganz anders als Kenntniss des Rechts.

Stetretür Laßt kommi kurze Zeit, nachdem die Schlachtlotte abgefahren, zurück. Das Land ist also unter allen Umständen sicher.

In New York verlangte eine Dame \$15,000 für zwei geraubte Rüsse. Ihre Klage wurde abgewiesen. Wie ungalant, die Rüsse hätte sie doch wenigstens zurückbetommen sollen.

Eine Zeitung in Kansas City rühmt, daß die Leute dort größere Hände, größere Füße, breitere Schultern und weitere Herzen haben. Wie sieht es aber mit den dickeren Köpfen?